Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt"
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt" nebst „Handels-Zeitung", sowie dem illustrirten Witzblatt „ULK", der feuillet. Montags-Beilage „Zeitgeist", dem Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle" und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Ausland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M. pränumerando). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger" 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 118. Berlin, Sonntag, den 5. März 1893. XXII. Jahrgang.

Eine neue Ueberraschung.

Wir leben in einer Zeit der sonderbarsten unvorhergesehenen Fälle. Wenigstens was das preußische Abgeordnetenhaus betrifft. Bei jeder wichtigeren Position des Voranschlages für den preußischen Staatshaushalt haben wir es erleben müssen, daß von Seiten der Mehrheitsparteien ein Vorstoß gegen die Wirthschaftspolitik im Reiche unternommen wurde. Wir haben vieltägige Kornzolldebatten, wir haben erbitterte Erörterungen über den geplanten deutsch-russischen Handelsvertrag über uns ergehen lassen müssen. Die Stellung des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten ist einer heftigen Beurtheilung unterworfen worden. Die Junker rüttelten an den Grundrechten in der deutschen Reichsverfassung; sie wollten die Freizügigkeit, das allgemeine Stimmrecht aufgehoben oder eingeschränkt wissen. Kurz sie ließen den preußischen Partikularismus in allerhand bunten Farben spielen. Allein das Alles bedeutet wenig im Verhältniß zu dem überkecken Vorstoß, den unsere agrarischen Junker bei Gelegenheit der Berathung über die Bergwerksverwaltung gestern gegen die Sozialpolitik im Reiche wagten.

Es handelte sich um die Bewilligung einer für die Gewerbegerichte ausgeworfenen Forderung, zu welcher sich die preußische Regierung in Folge eines vom Reichstage angenommenen Gesetzentwurfes genöthigt sah. Auch die Konservativen im Reichstage hatten diesem wichtigen Gesetzentwurf zugestimmt; bildete derselbe doch nur ein weiteres Glied in jener gesetzgeberischen Kette, die auf die weltberühmt gewordene Botschaft des Kaisers Wilhelm I. zurückführte. Da ereignete sich denn das fast Unbegreifliche, daß die agrarische Rechte in dem krassesten Widerspruch zu ihrer bisherigen der Sozialgesetzgebung gegenüber eingenommenen Haltung durch den Mund ihres Führers Minnigerode die Erklärung abgeben ließ, sie würde diesen Posten für Gewerbegerichte rundweg ablehnen! Auch der freikonservative Abgeordnete Ritter sekundirte dem agrarischen Häuptling. Mit einer an dem Freiherrn v. Minnigerode nicht gerade häufig beobachteten Mäßigung wurde der Angriff eingeleitet. Je weiter indessen das parlamentarische Gefecht sich entwickelte, um so umfassendere Gestalt nahm dasselbe an, bis es sich zuletzt zu einer völligen Absage an die bisherige Sozialpolitik zuspitzte.

Herr v. Minnigerode mochte wohl so etwas wie ein deutliche Vorstellung von diesem absonderlichen Wagniß gehabt haben, zu dem er seine Partei verleitet hatte. Also die preußischen Agrarier erklären der Sozialpolitik im Reiche offen den Krieg. Das und nichts Anderes ist der Sinn des gestrigen unerwarteten Angriffs der Junker auf die kaiserliche Politik im Reiche. Die Herren wollen, wie Herr v. Minnigerode ausdrücklich und mit gehobener Stimme erklärte, auch einmal gegen den Strom schwimmen! Das Unternehmen dürfte für die verwegenen Schwimmer recht unglücklich enden, gleichviel wie immer die Endabstimmung über diese Forderung in dem Voranschlage ausfallen mag.

Herr v. Minnigerode wie Herr Ritter wollen ein- für allemal Ruhe haben und nichts mehr von sozialpolitischer Gesetzgebung wissen. Am meisten verhaßt ist ihnen jedoch die Einrichtung von Gewerbegerichten, in denen die Arbeitgeber und Arbeitnehmer gleichberechtigt sind. Sie erblicken in solchen Gerichten Veranlassungen zu unerschöpflichen sozialen Beunruhigungen, zu heftigen Reibungen. Mehr und mehr verschiebe sich das Verhältniß zwischen Herren und Arbeitern. Es sei daher höchste Zeit, auf dem beschrittenen Wege Halt zu machen. Das Wohlwollen der Regierung gegenüber den sozialdemokratischen Bestrebungen werde schließlich doch an der sozialdemokratischen Begehrlichkeit scheitern, und die Zeit sei gar nicht mehr fern, da die Regierung zu der früheren Strenge zurückzukehren sich genöthigt sehen werde.

Den ganzen, wohlüberlegten Angriff der kombinirten Beigade Minnigeroder Ritter hatte Herr v. Berlepsch ganz allein auszuhalten. Es war ein förmlicher Ueberfall auf die Regierung, welche jene Herren wohl für vollkommen unvorbereitet halten mochten. Allein die überklugen Politiker hatten sich in ihrem Calcul doch grimmig verrechnet. Der Minister für Handel und Gewerbe hat den ihm aufgenöthigten Kampf in allen Ehren bestanden, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß er manchmal zu erlahmen drohte. Immerhin hat er mit aller nur wünschenswerthen Festigkeit seine Stellung behauptet und die scharfen Angriffe glücklich zurückgeschlagen.

Herr Hitze vom Centrum hatte sich in seiner Entgegnung an den Führer der Agrarier darauf beschränkt, die sachliche Unhaltbarkeit nachzuweisen, in welche die Rechte durch ihren Kampf gegen die Gewerbegerichte hineingerathen war. Er wies den unheilbaren Widerspruch nach, in welchen sie sich selber verstrickt hatte. Seiner sozialpolitischen Ueberzeugung getreu, vertheidigte der Centrumsredner diese vom Reiche gutgeheißenen Gewerbegerichte, in welchen ein nicht zu unterschätzendes Moment zur Herstellung friedlicher sozialer Zustände gegeben sei.

Der Vertreter der Staatsregierung, Herr v. Berlepsch, faßte dagegen die ihm zugemuthete Aufgabe von einem weiteren Gesichtspunkte auf, indem er die Reichsautorität gegenüber diesem gefährlichen partikularistischen Treiben unserer Agrarier ins Feld führte. Hier heißt es in der That, mit aller nur denkbaren Entschiedenheit den ersten Versuchen entgegentreten, welche darauf abzielen, die Reichsgesetzgebung durch die Partikularlandtage lahmzulegen! Wohin würden wir denn im Reiche gelangen, wenn diese auf die Zerstörung der nothdürftig vorhandenen Reichshoheit hinauslaufenden agrarischen Vorstöße sich wiederholen sollten? Dieser preußische Partikularismus ist in der That der allergefährlichste, denn er reizt ähnliche Gelüste in Baiern, in Sachsen, in Württemberg und in Hessen auf. Einem strafferen Regiment gegenüber den Sozialdemokraten reden die Herren das Wort, und dabei stellen sie durch ihr unverantwortliches Gebahren die Reichshoheit in Frage. Wenn man von einer Feindseligkeit gegen das Reich reden darf, hier haben wir solch ein geradezu klassisches Beispiel. In einem gewissen Sinne kann man den Herren v. Minnigerode und Ritter für ihre Offenherzigkeit nur dankbar sein. Das angeblich so schlau angelegte Manöver hat sich doch im Ganzen als ein sehr plumpes erwiesen. Man wird an maßgebender Stelle schon den eigentlichen geheimen Sinn dieses angeblich konservativen Vorgehens auszudeuten wissen, und die Folgen werden ganz gewiß nicht lange auf sich warten lassen.

Der Fortsetzung dieses gestern abgebrochenen Kampfes am nächsten Montag sieht man mit einer begreiflichen, sehr großen Spannung entgegen.

---

* Im **Reichstage** mußte der Herr Staatssekretär des Reichspostamtes Dr. v. Stephan gestern noch manch bitteres Wort hauptsächlich über das Verhalten der oberen Behörden gegenüber dem Verbande der Postassistenten anhören. Nur der freikonservative Herr v. Kendell trat für den Staatssekretär ein, er sah in der Maßregelung der Verbandsmitglieder nur ein Zeichen des Wohlwollens und meinte, er selbst würde, wenn er das Amt des Herrn v. Stephan bekleidete, noch wohlwollender gewesen sein, denn er hätte dann die Gründung des Vereins überhaupt verboten. Der ehemalige Botschafter fließt über von Freundlichkeit für die Postbeamten, und deshalb will er ihnen, wie den Soldaten, die Mühe des Wählens ersparen, er plaidirte allen Ernstes dafür, daß man den Postbeamten das aktive und passive Wahlrecht nehmen solle. Alle übrigen Redner von den Freisinnigen bis zur äußersten Rechten stellten sich im Gegensatze zu dem früheren Diplomaten und jetzigen Mitgliede der Botschafterpartei auf den einzig korrekten Standpunkt des Gesetzes. Alle waren mit dem Abgeordneten Dr. Baumbach darin einig, daß man gegen den Verband, wenn er gesetzwidrig handele oder die Dienstpflichten verletze, mit aller Strenge vorgehen, wenn er aber

---

Das Testament des Herzogs.*)

Roman in zwei Bänden

[24. Fortsetzung.] von [Nachdruck verboten.]

Ludwig Habicht.

„Sprechen Sie zunächst von sich, Madame," sagte sie, „und erfahren Sie vorläufig nur, daß ich Jeannette Griffet heiße; womit kann ich Ihnen dienen?" fragte sie langsam und nicht ohne Mühe die Worte aus ihrer Erinnerung hervorsuchend. „Sie müssen entschuldigen, mein Deutsch ist mangelhaft," fügte sie denn auch mit einem schwachen Lächeln hinzu.

„O, es ist gut genug, viel, viel besser als mein Französisch, ich bin so froh, daß ich mit Ihnen sprechen kann," versicherte die Fremde; „ich heiße —", sie stockte, eine heiße Röthe flammte in ihrem Gesicht auf — „ja, ich weiß es selbst nicht, auf welchen Namen ich jetzt Anspruch habe, darum will ich Ihnen zunächst den nennen, den ich als Mädchen getragen, und unter dem ich auch nach Frankreich gereist bin. Ich heiße Christine Mühl."

„Sie sind eine Elsässerin?" fragte Jeannette.

„Ein Straßburger Kind," erwiederte Christine; „doch nun beantworten Sie mir vor allen Dingen eine Frage: Wie weit ist's von hier nach Richmond?"

Jeanette horchte hoch auf, die Wirthin hatte also recht gehört, die Fremde stand in Beziehungen zum Schlosse und wohl auch zum Herzog.

„O, nicht weit, ich gehe den Weg in knapp einer Stunde," antwortete sie.

„Ah, Sie sind dort bekannt!" rief Christine lebhaft.

„Das will ich meinen; ich war zwei Jahre dort Kammermädchen bei dem gnädigen Fräulein und lernte daselbst auch meinen Mann kennen, der Sekretär bei dem verstorbenen Herzog war."

„Kennen Sie auch den jetzigen Herzog?" fragte Christine mit bebender Stimme.

„Gewiß."

„Er hieß früher Graf Fortbras und hat das Herzogthum von seinem Oheim geerbt."

„Ganz recht. Sie scheinen ihn zu kennen."

„Ob ich ihn kenne!" rief Christine aufspringend und breitete die Arme aus, als ob sie Jemand umfangen wolle. „Endlich, endlich habe ich ihn wiedergefunden! Er wohnt doch im Schlosse?"

„Er wohnt im Schlosse," antwortete Jeanette, aber ihr Ton klang merklich kühler, die junge Elsässerin, welche auf der Jagd nach einem ungetreuen Geliebten zu sein schien, sank bedeutend in ihrer Achtung. Christine bemerkte das wohl und schlug beschämt das Auge nieder; Jeanettens Hand ergreifend bat sie: „Denken Sie nichts Unrechtes von mir, ich bin Eustachs ehrliche Frau."

„Seine Frau!" schrie Jeanette und sprang auf. „Das ist nicht wahr!"

„Sie glauben mir nicht," sagte die junge Frau traurig.

Jeanettens erster Gedanke war allerdings gewesen, daß sie es mit einer Lügnerin und Abenteurerin zu thun habe, ein Blick in das treuherzige Auge der Elsässerin überzeugte sie aber von dem Ungrunde ihres Verdachtes. „Ihnen glaube ich wohl, aber Sie täuschen sich selbst oder man hat Sie getäuscht."

„O nein, nein, dazu ist Eustach nicht fähig, er ist die Güte, die Wahrhaftigkeit selbst!"

Ein unsäglich bitteres Lächeln umspielte Jeanettens jetzt so blassen Mund. Was wußte diese blonde, vertrauende Deutsche, wozu Eustach Fortbras fähig war. Es that ihr ordentlich im Herzen wehe, diesem Kinderglauben einen argen Stoß versetzen zu müssen.

„Der jetzige Herzog von Richmond kann nicht verheirathet sein, denn er steht im Begriffe, sich mit einer vornehmen Dame aus der Umgegend, der Tochter des Grafen von Alberville, zu vermählen," sagte sie.

„Dann hat man mich doch falsch berichtet, dann ist der jetzige Herzog von Richmond nicht mein Eustach Fortbras, dann muß ich weiter suchen," sagte Christine traurig.

„Es gab nur einen Graf Eustach von Fortbras, seine Mutter war die Schwester des verstorbenen Herzogs von Richmond, und er hat auch eine Zeit lang bei einem Regiment im Elsaß gestanden," erklärte Jeanette jetzt mit großer Bestimmtheit.

„In Straßburg, beim Regiment Royal Allemand?"

„Das kann wohl sein."

„So ist es doch mein Eustach!" schluchzte Christine; „er muß in einem furchtbaren Irrthum befangen sein; o, wie glücklich bin ich, daß ich noch zur rechten Zeit gekommen bin! Bitte, sagen Sie mir, könnte ich sogleich einen Wagen bekommen, der mich nach Schloß Richmond bringt?"

Sie wollte nach der Thür eilen; Jeanette hielt sie am Knie fest. „So schnell geht das nicht; bitte, hören Sie mich erst; lassen Sie uns die Sache erst reiflich überlegen."

„Was ist da zu überlegen?" erwiederte die junge Frau. „Ich habe meinen Gatten gefunden und gehe zu ihm, das ist doch einfach."

„Sie müssen aber doch zugestehen, daß es seltsam ist, daß eine Frau ihren Mann überhaupt suchen muß," wandte Jeanette ein. „Möchten Sie mir nicht erklären, wie das zugeht? Glauben Sie mir, ich frage nicht aus müßiger Neugierde, sondern weil ich es gut mit Ihnen meine."

„Haben Sie Dank," sagte Christine, ihr warm die Hand drückend, und setzte sich wieder. „Sie sollen Alles erfahren, es ist ja ohnehin bald erzählt.

Ich bin die Tochter eines wohlhabenden Bierbrauers in Straßburg. Die Eltern hab' ich jung verloren; mein einziger Bruder, der ebenfalls das Braugewerbe erlernt, ist auf der Wanderschaft nach Nürnberg gekommen und dort geblieben; so war ich denn ganz allein und lebte mit einer alten Muhme in einem Stockwerk unseres Hauses. Es war aber so groß, daß wir mehrere Wohnungen darin vermietheten, und eine, die schönste, hatte der Oberst des Regiments Royal Allemand. Dort gingen die jungen Offiziere ein und aus, und als ich einem von ihnen einmal auf der Treppe begegnete, da standen wir still und sahen uns an. Es war nur eine Sekunde, aber ich meinte, es sei eine Ewigkeit gewesen, und er hat mir nachher gesagt, es sei ihm ebenso gegangen."

„Dieser Offizier war der Graf Fortbras?" fragte die mit der größten Spannung zuhörende Jeanette.

„Ich erfuhr bald, daß er so hieß, denn es verging seitdem kein Tag, ohne daß wir uns begegneten. Bald sprach er mich auch an; wir trafen uns auch an verschiedenen Orten; muß ich Ihnen erzählen, wie das so alles kam?"

„Nein, nein, ich begreife alles, mein armes Kind!"

„O, Sie brauchen mich nicht zu bedauern," erwiederte Christine mit leuchtenden Blicken, „kein Mädchen war jemals glücklicher als ich; mein Eustach war so schön, so ritterlich, so liebenswürdig, wäre ich eine Prinzessin gewesen, er hätte sich nicht zarter, nicht achtungsvoller gegen mich benehmen können; daß er die Absicht hatte, mich zu seiner Gemahlin zu machen, das betheuerte er nicht, das verstand sich von selbst."

Jeanette zuckte die Achseln und lächelte vielsagend. Christine fuhr fort:

„Er verhehlte mir freilich nicht, daß er viele Schwierigkeiten zu überwinden haben würde; seine Mutter hätte bereits eine vornehme

---

*) Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis zum 28. Februar d. J. veröffentlichte Theil des Romans „Das Testament des Herzogs" von Ludwig Habicht gegen Einsendung der Abonnements-Quittung gratis und franko nachgeliefert.

Hierzu für die Berliner Abonnenten „Deutsche Lesehalle" Nr. 10.